

AUSSTELLUNGSVORBEREITUNG UND FORSCHUNG – EINE NOTWENDIGE ALLIANZ? ÜBERLEGUNGEN AM BEISPIEL VON DREI AUSSTELLUNGSPROJEKTEN

Ausstellungsvorbereitung und Forschung gehören zu den Kernaufgaben eines Museums, die darüber hinaus noch das Sammeln und Bewahren kultureller Zeugnisse sowie das Museumsmanagement umfassen. Die Ausstellungsvorbereitung bildet einen wesentlichen Teil der Kernaufgabe „Vermittlung von Wissen“, die das Museum im Rahmen seines Bildungsauftrags gegenüber der Gesellschaft besitzt. Die Forschung der einzelnen Museen richtet sich in erster Linie auf die eigene Sammlung und ist mit der Dokumentation verbunden bzw. baut auf dieser auf. Dokumentation realisiert sich in der Erfassung, Beschreibung und Erschließung der Sammlungsobjekte. Dazu zählen insbesondere die Beachtung des spezifischen Quellencharakters der Objekte, die besonderen Interpretationsmöglichkeiten materieller Hinterlassenschaften in Museen sowie das textliche und fotografische Erfassen und Katalogisieren der Sammlungsbestände.¹ Gerade in kleinen und mittleren Museen ist die erbrachte Forschungsleistung an den Objekten nicht von der Dokumentation zu trennen.

Forschung an den Sammlungsbeständen bedeutet zunächst „eine präzise wissenschaftliche Analyse der sogenannten Sachquellen“ (Deutscher Museumsverband u. a. 2006, 18), die zumeist bereits mit der Materialuntersuchung am Objekt beginnt. Sie ist Teil einer fachgerechten Inventarisierung, die sich auch bei kleinen Museen zumindest am Datenfeldkatalog für die Minimalinventarisierung (Wissenschaftliche Kommission Niedersachsen 2010, 73) des Deutschen Museumsbundes von 1993 orientieren sollte. Die Arbeit der Inventarisierung mündet idealerweise in eine vollständige Dokumentation. Auf dieser wiederum baut die Forschung an der Sammlung auf: Die sogenannte Primärforschung stützt sich auf die unmittelbar im Museum verwahrten Quellen und erweitert das Wissen über die Sammlung. Eine zusammenführende Forschung schließt sich im günstigen Fall daran an und nimmt einzelne Themen und Sachverhalte in den Blick. Diese Resultate sollten veröffentlicht werden. Medium dafür sind die traditionellen Kanäle des Forschungstransfers wie Zeitschriften, Bücher und elektronische Medien; als

¹ Zu den Kernaufgaben eines Museums vgl. Deutscher Museumsverband e.V. und ICOM Deutschland 2006, 14.

Museumsspezifika kommen noch Bestandskataloge und Ausstellungen mit den zugehörigen Begleitbänden dazu (Deutscher Museumsverbund 2006, 18–19).

Basis dieser Forschung ist eine möglichst vollständige Dokumentation. Nach der aktuellen Bestandsaufnahme der Wissenschaftlichen Kommission betreiben die niedersächsischen Museen zwar zu 80% irgendeine Art der Sammlungserschließung und 47% der Museen erschließen ihre Sammlung auch EDV-gestützt. Allerdings erreichen von diesen Museen dabei weniger als die Hälfte einen Erfassungsgrad von 60%. Die Kommission kommt zu dem wenig überraschenden Schluss: Moderne Sammlungserschließung ist personalintensiv (Wissenschaftliche Kommission Niedersachsen 2010, 31).

So wundert es nicht, dass Sonderausstellungen für kleine und mittlere Museen¹ fast den einzigen Weg darstellen, an ihre Sammlungen und ihre spezifischen Museumsprofile Forschungsfragen anzulegen. Der Prozess bezieht sich auf die „Herstellung“ einer Sonderausstellung und hat für die Museen folgende Vorteile: Die Fragen müssen in überschaubarer Zeit beantwortet werden, die Mittel dazu können oft über eine Projektmittel-Akquise beschafft werden und mit der Realisierung wird eine weitere Kernaufgabe des Museums erfüllt – die Präsentation.

Für diese, im Kontext von Sonderausstellungen betriebene, Forschung möchte ich anhand von drei Ausstellungen in niedersächsischen Museen, an deren Entstehen ich in den Jahren 2003, 2007 und 2009 maßgeblich beteiligt war, ganz verschiedene Wege und Ausprägungen von Forschung vorstellen. Dabei orientiere ich mich u. a. an den Fragestellungen und Ergebnissen der Wissenschaftlichen Kommission und möchte zugleich auch auf die besonderen Bedingungen des Forschens und Ausstellens in mittleren und kleineren Museen hinweisen.

Die Friesische Freiheit

Ich beginne mit einer Sonderausstellung, in deren Vorfeld untypischerweise keine sammlungsbezogene Forschung stattfand. Das hing damit zusammen, dass die Initiatorin kein Museum, sondern der Landschaftsverband der Ost-

¹ Ich möchte an dieser Stelle nicht in den Diskurs einer Begriffstrennung von kleinen, mittleren und großen Museen einsteigen. In diesem Beitrag verstehe ich kleine und mittlere Museen als solche, deren personelle wissenschaftliche Ausstattung sich im Bereich von ehrenamtlich geführten Museen bis zu solchen mit bis zu drei Wissenschaftlerstellen bewegt. In der Handreichung der Wissenschaftlichen Kommission bilden diese Museen die überwiegende Mehrzahl. Von 249 in der Studie befragten Museen besitzen 62% kein angestelltes Personal, 16% haben bis zu 2 Vollzeitstellen und jeweils 11% der niedersächsischen Museen verfügen über 2,1–5 bzw. mehr als 5 Vollzeitstellen (Wissenschaftliche Kommission Niedersachsen 2010, 29).

friesischen Landschaft Aurich war. Die Ausstellung trug den Titel: „Die Friesische Freiheit des Mittelalters – Leben und Legende“. Sie wurde im Jahr 2003 mit verschiedenen Schwerpunkten gleichzeitig an drei Standorten in Aurich und Emden gezeigt und spannte ihren Bogen über 2000 Jahre friesischer Geschichte. Das Thema, also friesische Identität und Selbstvergewisserung bis in die Neuzeit, war ein regional sehr nachgefragtes und geschätztes Thema, das alle Ostfriesen, die Westfriesen in der Provinz Friesland in den Niederlanden sowie die Nordfriesen in Schleswig-Holstein interessierte. Die Ausstellung zeigte die Friesische Freiheit zudem in einer historischen Einbettung in verwandte Phänomene, z. B. die gewachsene Freiheit der Isländer vor 1260, die Freiheit der Schweizer Talgemeinden mündend im eidgenössischen Bundesbrief 1291, die Bewahrung der Schottischen Freiheit gegen den englischen König in Banockburn 1314 sowie die Wahrung der Dithmarscher Unabhängigkeit.

„Ausstellungen implizieren Forschung, mindestens im Sinne des Zusammenführens von Forschungsergebnissen und des Anschließens an den neuesten Forschungsstand.“ Diese in der Handreichung der Wissenschaftlichen Kommission Niedersachsens (2010, 24) zu findende Regel war für das Ausstellungsprojekt der Ostfriesischen Landschaft ein zentrales Anliegen. Bereits die Forschungsinfrastruktur des Landschaftsverbandes begünstigte das Erreichen dieses Zieles: Mit ihren Unterabteilungen des Archäologischen Dienstes und der Landschaftsbibliothek sowie ihrem damaligen Direktor Dr. HAJO VAN LENGEN als ausgewiesenem Kenner der Materie wurden aktuelle Forschungen zum Teil im eigenen Hause produziert. Dieser Forschungsstand sollte für die Ausstellung ausgeweitet und auf den neuesten Stand gebracht werden.

Wichtig für die Qualität der Forschung war auch hier das von der Wissenschaftlichen Kommission herausgestellte „Wechselverhältnis mit anderen Einrichtungen wie Universitäten, Fachhochschulen, Bibliotheken etc.“ (ebd. 17). Diese institutionelle Vernetzung war für das Ausstellungsprojekt und seine spezifischen Fragestellungen notwendig, wichtiger aber waren die persönlichen Bekanntschaften der mit diesem Thema Befassten. Bei dieser Ausstellungsverbereitung spielte also keine Rolle, was die Kommission allgemein als Problem musealer Forschung in Niedersachsen ausgemacht hat, nämlich dass das „Finden von geeigneten Kooperationspartnern an Universitäten und Fachhochschulen vielfach Probleme bereitet“ (ebd. 39). Denn bereits im Vorlauf zur eigentlichen Projektphase hatten Wissenschaftler unterschiedlicher Provenienz ein Grobkonzept für die Ausstellung und die Verteilung einzelner Forschungsschwerpunkte vorbereitet. Der von der Kommission und anderen Fachleuten beklagte Umstand, dass „regional orientierte Forschungsthemen [...] von vielen Wissenschaftlern an Universitäten [...] als nachrangig angesehen werden“ (ebd. 40), bereitete in diesem Fall keine Schwierigkeiten. Im

Gegenteil: Das Thema „Friesische Freiheit“ war der Garant für die Mitarbeit quer durch die regionale akademische Landschaft: Philologen, Historiker, Archäologen und Volkskundler der Universitäten Münster, Oldenburg und Groningen, der Fryske Akademie in Leeuwarden sowie der Museen in Groningen, Leeuwarden, Aurich, Jever, Emden, der Johannes a Lasco-Bibliothek in Emden und des Niedersächsischen Staatsarchivs Aurich waren an dem Projekt beteiligt.

Der Erfolg der Ausstellung entstand auch aus einer besonderen Art der Zusammenarbeit. Oft zu beobachten ist eine spezifische Arbeitsteilung, eine Trennung der Akteure für die Ausstellung von denen für die weiterführende Begleitpublikation. Dies wurde im gewählten Projekt bewusst anders gehandhabt; hier wurde das Ausstellungskonzept in enger Abstimmung mit den oben genannten Wissenschaftlern, dem Fortschreiten ihrer Arbeit und ihren Wünschen entwickelt. Das war auch der Grund dafür, dass nach 21 Monaten bereits die siebte Konzeption entstanden war. Dies verdankte sich auch folgendem Umstand: Die Basis einer Ausstellung sind die Objekte der historischen Sachkultur. Diese sind außerhalb von Museen nur zum kleineren Teil Gegenstand der Forschung (ebd., 40). Sieht man einmal von den Archäologen ab, befasst sich die historische Forschung eher mit der in Ausstellungskreisen als „problematisch“ eingestuften „Flachware“. Das bedeutet ganz einfach: Forschungsergebnisse müssen durch Objekte sichtbar gemacht werden. Es bedarf also einer Art von Übersetzungsleistung von historisch Beschreibendem (oder sogar Theoretischem) in anschaulich-sinnlich Erfahrbares.

Es folgte nun die Repräsentation möglichst vieler Forschungsergebnisse durch Objekte sowie das Verbinden der einzelnen Themen zur Geschichte der „Friesischen Freiheit“. Bei der Objektrecherche war die breite Beteiligung der oben genannten Wissenschaftler, besonders aber die Zusammenarbeit mit dem Museum und der Universität in Groningen sowie dem Fryske Institut in Leeuwarden, erneut wichtig. Ein renommiertes Büro für Ausstellungsgestaltung wurde mit der Umsetzung der Forschungsergebnisse in eine Ausstellung betraut.

Während der Ausstellung wurde eine archäologische Forschungsgrabung am Upstalsboom durchgeführt, deren Ergebnisse in der Präsentation vorgestellt wurden. Die Grabung erbrachte noch einmal wichtige Erkenntnisse über den bislang doch eher mythischen Ort des Upstalsbooms bei Aurich, den Versammlungsplatz der freien Friesen des Mittelalters.

Zentral für eine Bewertung des Gelingens eines solchen Projektes ist die Repräsentation bzw. Vermittlung eines nun neuen Forschungsstandes. Natürlich mündeten die Ergebnisse zunächst unmittelbar in die Ausstellung, die von erläuternden Vorträgen begleitet wurde. Publiziert wurde zudem ein Begleitband, der den Forschungsstand festhielt (VAN LENGEN 2003). Darüber hinaus begleitete eine Internetpräsentation die Ausstellung. Die Forschungs-

ergebnisse wurden also festgehalten und kommuniziert, was für Forschungen im Kontext von Sonderausstellungen leider nicht die Regel ist.

Gelingen konnte das Projekt letztendlich durch das Zusammenwirken vieler Akteure. Nicht ganz unwichtig dabei war ein weiterer bislang noch nicht genannte Kooperationspartner: das Hauptstaatsarchiv Hannover. Das Archiv vermittelte beispielsweise die für das Gelingen eines Projektes dieser Größenordnung zentrale politische Unterstützung. Auf Vermittlung des Archivs hin übernahm der Niedersächsische Ministerpräsident die Schirmherrschaft über die Sonderausstellung. Diese renommierte Unterstützung veranlasste unter anderem renommierte Leihgeber, der Ausstellung wertvolle Exponate zur Verfügung zu stellen.

Zurückblickend lässt sich das Projekt als gelungene Synthese breitflächig angelegter und international betriebener Forschung mit den Bedürfnissen einer publikumswirksamen Sonderausstellung charakterisieren. Ihre Ergebnisse wurden kommuniziert und besitzen nach wie vor ihre Gültigkeit.

Die Göttinger Sieben

In einem zweiten Beispiel werde ich auf eine gemeinschaftliche Sonderausstellung des Historischen Museums Hannover und des Städtischen Museums Göttingen eingehen. Diese Art von Kooperation ist durchaus üblich. Dementsprechend hält auch die Wissenschaftliche Kommission in ihrer Handreichung (2010, 31) fest, „dass die Zusammenarbeit mit anderen Museen und Sammlungen in 39% der einbezogenen Museen vorkommt und damit die mit Abstand verbreitetste Kooperationsart ist.“

Die Jubiläumsausstellung „Sieben gegen den König. Ernst August und der Skandal von 1837“ vom Oktober 2007 bis zum April 2008 hatte mehrere Vorläufer. Zehn Jahre zuvor, 1987, beendete eine Ausstellung der Georg-August-Universität Göttingen zu den Göttinger Sieben vorläufig eine beachtliche Reihe von Veröffentlichungen und Reden zum Thema. In der Vorbereitung der Ausstellung konnte daher auf eine Reihe von Forschungsergebnissen zurückgegriffen werden, die im Jubiläumsjahr noch durch zwei neue Publikationen ergänzt wurden. Die Sonderausstellung hatte in den zwei beteiligten Museen ein jeweils anderes Gesicht. Während das Historische Museum Hannover der Geschichte des Fürstenhauses der Welfen höhere Bedeutung zumaß, standen im Städtischen Museum in Göttingen die sieben Professoren im Mittelpunkt der Ausstellung.

Das Thema galt als wissenschaftlich gut ausgeleuchtet. Da aber bei einer Ausstellung eher Objekte und Vermittlung im Vordergrund stehen, ergaben sich aus dem bereits genannten Grund der fast alleinigen Kompetenz der Museen in Sachen Objektforschung Fragestellungen, die zu neuen Ergebnissen führten. Zwei Beispiele:

1887, zum 50-jährigen Jubiläum des Protestes, gab es eine Initiative von Göttinger Bürgern zur Errichtung eines Denkmals für die sieben Professoren. Diese kam allerdings über hoffnungsvolle Anfänge nicht hinweg. Die Reichseinheit war vollendet, Opponenten gegen den Staat waren im Kaiserreich nicht gefragt. Diese Spuren des im Kaiserreich unerwünschten Gedenkens wurden in der Ausstellung dokumentiert.

Die Frage nach der Visualisierung des Protestes in einer Ausstellung führte zu Weiterem: Die Präsentation sollte die Stimmung der Zeit verdeutlichen und anschaulich machen. Denn die Bedeutung der Protestation vom 18. November 1837, ihr deutschlandweiter Widerhall, lag zum Zeitpunkt des Aufbegehrens gewissermaßen in der Luft. Seit dem Thronantritt Ernst-Augusts im Juni 1837 schwoll die öffentliche Diskussion um die hannoversche Verfassungsfrage an. Medium dafür waren die Zeitungen. Für die Ausstellung dokumentiert wurden annähernd 700 Zeitungsartikel, die bis März 1838 zum Thema publiziert wurden. Um die Göttinger Sieben entstand ein großer Medienrummel. Fanartikel wie Pfeifenköpfe und Lithographien wurden nachgefragt, Solidaritätsadressen verschickt und Rechtfertigungsschriften publiziert. Diese wurden durch eine große Zahl von Gedichten für die Helden ergänzt, darunter solche von heute noch bekannten Literaten wie Theodor Fontane. Dank dieses Materials ließ sich das auf den ersten Blick spröde politisch-verfassungsrechtliche Thema veranschaulichen und einer breiten Öffentlichkeit präsentieren.

Die Ergebnisse wurden in einem Begleitband zur Ausstellung sowie auf einer Internetseite publiziert (NIES u. a. 2007). Eine ursprünglich geplante Begleit-CD, die als Zeitungs- und Literaturdatenbank zu den Göttinger Sieben konzipiert war, wurde nicht realisiert.

Die Ausstellung „Göttinger Sieben“ ist ein gutes Beispiel für ein Projekt, bei dem man das Thema als „ausgeforscht“ annimmt. Hier zeigt sich, wie die „Umformatierung“ des bekannten Wissens in das neue „Wissensformat“ (DAVIDOVIC-WALTHER u. a., 6) Ausstellung zugleich neue Erkenntnisse hervorbringen vermag. Diese neuen Erkenntnisse verdankten sich dabei den speziellen Fragestellungen der Präsentation.

Der jüdische Maler Hermann Hirsch (1861–1934)

Mein drittes Beispiel beschreibt eine klassische Projektforschung, mit der ich als einziger Wissenschaftler betraut war. Es handelt sich um eine Ausstellung des jüdischen Malers Hermann Hirsch im Städtischen Museum Göttingen. Zur Vorbereitung dieser Ausstellung waren mehrere Arbeitsschritte nötig, die wiederum mit den hier bereits mehrfach zitierten Empfehlungen der Wissenschaftlichen Kommission übereinstimmten: „I. Arbeitsschritt – Identifikation geeigneter Themen“ (Wissenschaftliche Kommission Nie-

dersachsen 2010, 52): Das Städtische Museum Göttingen besaß eine kleine Sammlung zu dem jüdischen Maler Hermann Hirsch (1861–1934) ohne Provenienz- oder Kontextinformationen, darüber hinaus einige wenige Dokumente zum Maler. Zunächst als sammlungsbezogene Forschung begonnen, stellte sich die Frage, ob daraus eine Ausstellung entstehen konnte. „2. Arbeitsschritt: Identifikation geeigneter Forschungsakteure“ (ebd.): Mit dem Fehlen von Biografie-, Kontext- und Provenienzdaten zu diesem Maler schied eine reine kunsthistorische Untersuchung aus. Dies war ein Arbeitsfeld historischer Forschung. „3. Arbeitsschritt – Suche nach geeigneten Kooperationspartnern“ (ebd.): Um den nötigen kunsthistorischen Sachverstand für das Projekt zu sichern, war eine Kooperation mit dem Kunsthistorischen Seminar der Universität Göttingen naheliegend. „4. und 5. Arbeitsschritt – Identifikation von Finanzierungsmöglichkeiten und Erstellung eines begutachtungsfähigen Förderantrags“: Das Projekt wurde dem Ministerium für Wissenschaft und Kultur des Landes Niedersachsen vorgestellt und von diesem gefördert.

Einschlägige Forschungen mit Erkenntnissen zu dem Maler existierten bis auf einige wenige und zudem kurze Einträge in den einschlägigen Künstlerlexika nicht.¹ Die heutzutage unerlässliche Suche nach digitalen Spuren Hermann Hirschs ergab ebenfalls kein Ergebnis. Demzufolge nahm die Recherche durch Kontakte zur Berliner Akademie der Künste, Recherchen in seinem Geburtsort sowie den sich herauskristallisierenden Orten seiner künstlerischen Tätigkeit ihren Anfang.

Das Projekt besaß ein überschaubares Budget, von dem die Sonderausstellung als Medium der Veröffentlichung einen gehörigen Teil beanspruchte. Archivrecherchen in weiter entfernt liegenden Orten waren aus Kostengründen nicht möglich. Dieser Umstand brachte es mit sich, dass die Spurensuche im Weiteren ein gutes Beispiel für Forschung bietet, die sich auf eine Zuarbeit verschiedenster Beteiligten stützt. Es ging also auch darum, verschiedenste Personen zur Mitarbeit an meinem Projekt zu gewinnen und so einen internationalen und interdisziplinären Forschungszusammenhang aufzubauen. Ein dem Museum verbundener Professor des Kunsthistorischen Seminars in Göttingen machte in dieser Reihe den Anfang. Nachdem der Stand der Recherche Erkenntnisse über Hirschs Auslandsaufenthalte erbracht hatte und wegen der genannten finanziellen Einschränkungen keine Archivrecherche in Rom bzw. auf Capri oder in der Schweiz finanziert werden konnten, wo Hirsch tätig gewesen war, fand ich in der *Bibliotheca Hertziana*, einem Max-Planck-Institut für Kunstgeschichte in Rom, freundliche Unterstützung. Die Liste der Helfer mit institutioneller Anbindung wurde mit der Zeit immer länger: Sie umfasste

1 Vgl. z.B. THIEME u. a. 1992; BUSSE 1977.

u. a. Mitarbeiter der Akademie der Künste und der Universität der Künste Berlin, verschiedener Archive und jüdischer Organisationen, des Instituts für Humangenetik und Anthropologie des Universitätsklinikums Freiburg, der Leo-Baeck-Institute in Jerusalem, New York und Berlin, des Goethe Instituts in Tel Aviv sowie des South African Jewish Board of Deputies in Johannesburg.

Über einen Transfer von Kunstwerken hatten 1951 einige Bilder Hirschs ihren Weg nach Israel gefunden. Unterstützt von der israelischen Botschaft in Berlin, der deutschen Botschaft und dem Goethe Institut in Tel Aviv konnten auch dazu Ergebnisse erzielt werden. Diese Recherchen gestalteten sich allerdings am zeitaufwändigsten und schwierigsten. Schließlich aber waren drei israelische Historikerinnen auf der Suche nach den Spuren des jüdischen Sammlers und seiner Bilder Hirschs in Israel.

In Göttingen selbst, dem Zentrum des Schaffens von Hermann Hirsch in den 1920er Jahren, konnten durch Presseaufrufe im Göttinger Tageblatt wesentliche Informationen über Hirschs Werke gesammelt werden. Zahlreiche Bürgerinnen und Bürger, die Bilder besaßen oder die zum Bekanntenkreis des Malers gehörten, meldeten sich und trugen so zur Verbreiterung der empirischen Grundlagen bei. In seinem Wohnort Bremke bei Göttingen war die Zusammenarbeit mit Ehrenamtlichen, etwa dem dortigen Heimatverein bzw. dem Ortsheimatpfleger, zentral.

Ein weiterer, sehr ergiebiger Strang der Nachforschungen war die Recherche zu Hirschs familiärem Umfeld. Seine Verwandten, die bereits ab 1933 emigriert waren, retteten einen großen Teil seines Werkes. Die Kontaktaufnahme mit den Nachkommen der Überlebenden in England, Wales, Südafrika, Australien und den USA brachte große Erkenntnisfortschritte und vor allem viele Werke Hirschs zutage. Diese Kontakte gingen naheliegenderweise über den rein informellen Aspekt hinaus und führten zu viel persönlich Bereicherndem und schließlich auch zu Besuchern der Ausstellung aus England. Angeregt durch gemeinsame Recherchen mit einer Nachlassverwalterin einer Hirsch-Verwandten in den USA entstand zudem eine fruchtbare Kooperation mit dem Virginia Holocaust Museum in Richmond.

Das Projekt erbrachte außerdem einen wichtigen Synergieeffekt: Im Laufe der Untersuchungen klärte sich die Provenienz der Hirsch-Sammlung im Städtischen Museum Göttingen als geradezu klassischer Fall von NS-verfolgt bedingt entzogenem jüdischen Kulturgut. Der „Arisierungsfall“ Hermann Hirsch zog die Überprüfung der Sammlung des Städtischen Museums Göttingen nach gleichfalls „arisierten“ Objekten nach sich. Diese Ergebnisse sind in den Veröffentlichungen der Koordinierungsstelle Magdeburg publiziert (BÖHME u. a. 2010), die Objekte sind auf den Internetseiten von Lost

Art¹, einer Datenbank zur Erfassung von infolge der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft entwendeten Kulturgütern, veröffentlicht.

Die Forschungsergebnisse sind zudem dokumentiert durch eine Sonderausstellung im Städtischen Museum Göttingen 2009,² einen Begleitband (Stadt Göttingen 2009), einen Aufsatz in einem Jahrbuch (DRIEVER 2009), einen Artikel im Allgemeinen Künstlerlexikon (Band in Vorbereitung) und ein Werkverzeichnis Hermann Hirschs (DRIEVER 2010).

Fazit

Die kurze Vorstellung der Arbeit an drei Ausstellungen zeigt drei ganz verschiedene Ausprägungen von Forschung am Beispiel niedersächsischer Museen: Bei der Friesischen Freiheit war eine breit angelegte personelle wie institutionelle internationale Kooperation charakteristisch für das Vorgehen in Konzeption und Ausstellungsvorbereitung. Diese war natürlich auch wesentlich verantwortlich für die Qualität der Ergebnisse. Wichtig für das Gelingen des Projektes war das hohe Maß an persönlicher Identifikation mit dem Thema seitens der beteiligten Wissenschaftler an Universitäten, Instituten und Museen. Zudem traf das Thema auf ein breites öffentliches Interesse in dieser Region. Die einzelnen Forschungsfragen orientierten sich dabei weit über die in Ostfriesland verbliebenen Objekte der historischen Sachkultur hinaus.

Die Ausstellung „Göttinger Sieben“ war ein eher klassisches Kooperationsprojekt zweier Museen. Dabei konzentrierte sich die Präsentation des Themas vorrangig auf die Sammlungen der beiden beteiligten Museen. Die Ausstellung war zugleich auch Jubiläumsveranstaltung zu einem Thema, das eine lange und kontinuierliche Forschungsgeschichte aufweist. Eigene Forschungsfragen wurden deswegen zunächst nicht gestellt, sie ergaben sich jedoch sozusagen im Zuge der Konzeption und Präsentation.

Die anfänglichen Fragestellungen zu dem Maler Hermann Hirsch initiierten hingegen ein „reines“ Forschungsprojekt. Zunächst als sammlungsbezogene Forschung begonnen, weitete sich die Recherche schnell aus, erbrachte internationale Kontakte und mündete schließlich in einem Werkverzeichnis des Malers. Zweieinhalb Jahre Arbeit stecken in den Ergebnissen.

Die Grundfrage meines Beitrags: Ausstellungsvorbereitung und Forschung – eine notwendige Allianz? ist abschließend eindeutig zu beantworten. Ohne Forschung bzw. die Kenntnisnahme des Forschungsstandes in der Vorbereitung einer Ausstellung ist Museumsarbeit nicht denkbar. Für kleine und

1 <http://www.lostart.de/Webs/DE/Start/Index.html> (eingesehen am 3. 1. 2012).

2 http://www.museum.goettingen.de/frames/fr_sonderausstellung.htm (eingesehen am 3. 1. 2012).

mittlere Museen ist die Vorbereitung einer Sonderausstellung oder die Neukonzeption der Dauerausstellung der geradezu klassische Fall von Forschung an der eigenen Sammlung. Dass diese Forschungsleistungen auf dünner Personaldecke, mit teilweise großem Engagement und viel Kreativität betrieben werden, habe ich in meinem kurzen Beitrag zu zeigen versucht. Wo nun jedoch Forschung für größere Institutionen und Universitäten beginnt und auf welchem Niveau diese auch von geldgebenden Stiftungen wahrgenommen wird, muss an anderer Stelle erörtert werden.

Literatur

- BÖHME, ERNST, RAINER DRIEVER und RAINER ROHRBACH
NS-verfolgungsbedingt entzogenes Kulturgut aus jüdischem Besitz im Städtischen Museum Göttingen. In: Koordinierungsstelle Magdeburg (Hg.): Die Verantwortung dauert an. Beiträge deutscher Institutionen zum Umgang mit NS-verfolgungsbedingt entzogenem Kulturgut (Veröffentlichungen der Koordinierungsstelle Magdeburg 8). Magdeburg 2010, 137–150.
- BUSSE, JOACHIM
Internationales Handbuch aller Maler und Bildhauer des 19. Jahrhunderts. Wiesbaden 1977.
- DAVIDOVIC-WÄLTHNER, ANTONIA, MICHAELA FENSKE und LIoba KELLER-DRESCHER
Akteure und Praktiken. Explorationen volkskundlicher Wissensproduktion. In: Gesellschaft für Ethnographie und Institut für Europäische Ethnologie der Humboldt-Universität zu Berlin (Hg.): Volkskundliches Wissen. Akteure und Praktiken. Berliner Blätter 50 (2009) 6–14.
- Deutscher Museumsverbund e.V. und ICOM Deutschland (Hg.)
Standards für Museen, Kassel - Berlin 2006.
- DRIEVER, RAINER
Hermann Hirsch – Die Entstehung einer Ausstellung. Recherche zum Leben eines unbekanntes Malers. In: Göttinger Jahrbuch Bd. 57, 2009, 151–160.
Hermann Hirsch (1861–1934) – Werkverzeichnis. Verlag Die Werkstatt: Göttingen 2010.
- LENGEN, HAJO VAN (Hg.)
Die Friesische Freiheit des Mittelalters – Leben und Legende. Bearb. v. Rainer Driever und Willem Koppers. Aurich 2003.
- NIES, CARL PH., ARNE STEINERT, RAINER DRIEVER und THOMAS SCHWARK (Red.)
Sieben gegen den König. Quellen zum Hannoverschen Verfassungskonflikt von 1837 (Schriften des Historischen Museums Hannover 29). Hannover 2007.
- Stadt Göttingen (Hg.)
Hermann Hirsch (1861–1934) – Ein jüdischer Maler in Göttingen. Begleitband zur Ausstellung im Städtischen Museum Göttingen vom 30. 8. 2009 bis 10. 1. 2010. Red.: Ernst Böhme und Rainer Driever. Göttingen 2009.
- THIEME, ULRICH, und FELIX BECKER (Hg.)
Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler von der Antike bis zur Gegenwart, Bd. 17. (unveränd. Nachdr. der Orig.-Ausg., Leipzig, 1924 und 1925). München 1992.
- Wissenschaftliche Kommission Niedersachsen (Hg.)
Forschung in Museen. Eine Handreichung. Hannover 2010.